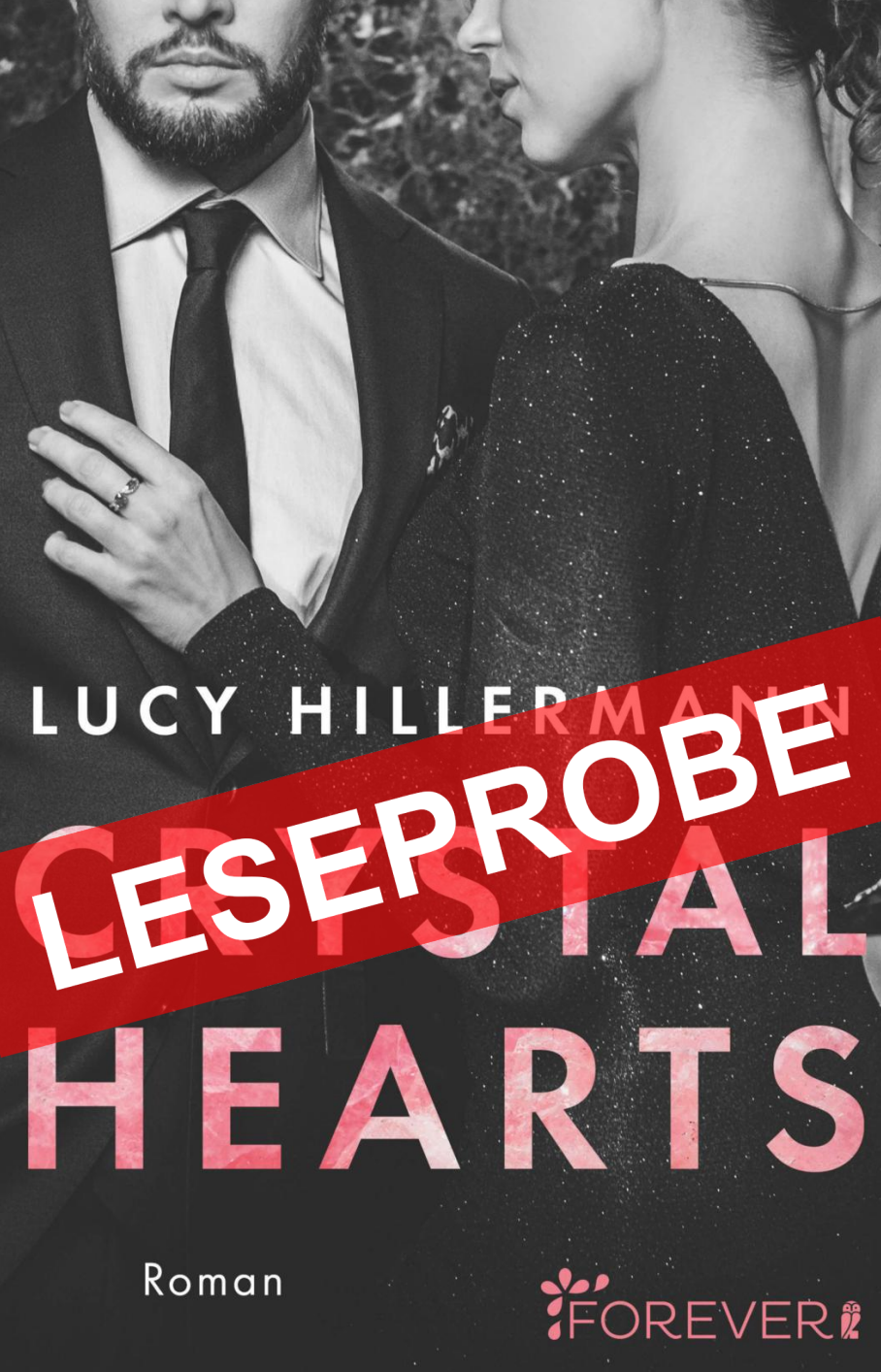
LUCY HILLERMANN
LESEPROBE
CRYSTAL
HEARTS
Roman
FOREVER

Die Autorin
Lucy Hillermann ist das Pseudonym einer Autorin, die schon als Kind gerne abenteuerliche Geschichten erfand und damit ihre Freunde amüsierte. Sie findet, dass eine Geschichte auf geheimnisvolle Art zum Leben erwacht, sobald der erste Leser sich darüber freut. Diese Momente will sie nicht mehr missen. Lucy lebt und schreibt in einem Wohnhaus aus der Biedermeierzeit, wo sie sich mit der lebensnotwendigen Dosis von Kitsch und Rosenmustern umgibt. Ihre liebste Jahreszeit ist der Herbst.

Das Buch
Sie glaubt sich am Ziel ihrer Träume - da entdeckt Max, dass mit ihr gespielt wird

Max wurde im Leben noch nie etwas geschenkt, sie hat sich alles hart erkämpft. Als ihr dann angeboten wird, die Geschäftsführung der eleganten Crystal Bar zu übernehmen, sieht sie die Chance ihrer Karriere gekommen. Doch da tun sich Abgründe auf, die sie nie erahnt hätte …

Ben dachte, er könnte sein altes Leben hinter sich lassen. Sein neuer Job als Türsteher soll alles ändern. Aber während er seiner neuen Chefin Max immer näher kommt, holt seine Vergangenheit ihn wieder ein. Kann Max ihm noch vertrauen oder ist ihre Liebe zum Scheitern verurteilt?

Lucy Hillermann

Crystal Hearts

Forever by Ullstein
forever.ullstein.de

Originalausgabe bei Forever
Forever ist ein Digitalverlag
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Dezember 2017 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2017
Umschlaggestaltung:
zero-media.net, München
Titelabbildung: © FinePic®
Autorenfoto: © Fotostudio interfoto

ISBN 978-3-95818-244-8

Hinweis zu Urheberrechten
Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.
In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

I.

MAX

Es war Samstagabend und das *Come In* war voll.

Im Vorraum drängten sich Leute um die Gästeliste, vor dem Tresen sammelten sich Scharen von Jugendlichen, die auf ihre Getränke warteten. Max, die Geschäftsführerin des kleinen Clubs, stand selbst hinter der Bar und schenkte aus. Auf der Überwachungskamera, die am Durchgang zum Büro angebracht war, sah sie, dass die Stiege hinauf zur Straße voll war mit Gästen – noch mehr Gästen –, die auf Einlass warteten.

Und es war erst zweiundzwanzig Uhr.

Lisa, die Kellnerin, kam mit einem Tablett leerer Gläser aus dem Hinterzimmer, schob das Tablett auf den Tresen und schnaufte. »Max, da braut sich was zusammen«, sagte sie, während Max die Gläser mit geübten Griffen in die kleine Spülmaschine sortierte. Max hieß eigentlich Maximiliane, aber jeder, der sie kannte, nannte sie früher oder später Max. »Tisch 7, die sind schon ordentlich betrunken.«

Max wischte sich die Hände an ihrer langen Kellnerschürze ab und schaute auf den Zugang zum Hinterzimmer. Sie versuchte sich zu erinnern, wer an Tisch 7 saß. »Sind das nicht diese Typen in Anzug und Krawatte?«

Lisa grinste. »Stimmt. Die Snobgesellschaft. Sehen aus wie junge Konservative oder so etwas. Am Nebentisch sitzen übrigens welche von der sozialistischen Schülervertretung. Die werden sich früher oder später die Köpfe einschlagen.«

Das war leider ein Thema, das im *Come In* öfter eine Rolle spielte: unterschiedliche Weltanschauungen. Weil der Club als offen und divers galt, gab es zwischen den bunt gemischten Gästen immer wieder einmal lautstarke Meinungsverschiedenheiten – und manchmal Handgreiflichkeiten.

Wie aufs Stichwort kreischte an einem Tisch gegenüber vom Tresen ein Mädchen laut auf. Offenbar hatte ihr die Punkerin, mit der sie vor Kurzem noch Händchen gehalten hatte, ein Glas Bier über die Dreadlocks gekippt. Der Grund des Streits war nicht zu erkennen.

Max lehnte sich über den Tresen. »Holla, Ladys!« Ihre Stimme war trotz des Gewühls im Lokal gut zu hören. »Alles in Ordnung bei euch, ja?«

Die Mädels schauten auf, und beide grinsten schuldbewusst. Max warf einen prüfenden Blick auf den Aschenbecher. Die Zigarette, die dort abgelegt war, gab einen verdächtig würzigen Duft ab. »Und was ist das?«, fragte sie.

»Kräuterzigarette«, erklärte das Mädchen mit den Dreadlocks. »Aus Indonesien. Die sind völlig legal!«

»Na meinetwegen. Aber das ist die letzte von der Sorte, die hier drinnen geraucht wird!« Max deutete mit Zeige- und Mittelfinger auf ihre Augen, dann auf die beiden: *Ich beobachte euch*.

Die beiden kicherten.

Kinder.

Max wandte sich wieder ihrer Kollegin zu. »Wegen Tisch 7«, sagte sie zu Lisa. »Sag mir Bescheid, wenn sie lästig werden, dann werfe ich die Kerle hinaus. Anzugträger oder nicht. Was hast du für Bestellungen?«

»Drei große Bier, drei Spritzer, einen roten Spritzer, einen Apfelsaft mit Leitungswasser auf einen Halben. Zehn Tequila für Tisch 8.«

Während Lisa sprach, begann Max die Biere zu zapfen. Es war verdammt *eng* an diesem Abend, Barkeeperin Dani hatte sich krankgemeldet und Max hatte hinter der Theke alle Hände voll zu tun. Aber es machte ihr Spaß, auch nach all den Jahren noch. Sie liebte die Leute und den Trubel und den Stress. So seltsam es klang, sie mochte den Stress. Das Gefühl, die Zeit würde nur so dahinfliegen, während ringsherum gelacht, getrunken und gefeiert wurde. Manchmal dachte Max, dass sie erst richtig aufblühte, wenn man im Lokal sein eigenes Wort nicht mehr verstand über dem Plärren der Musik und dem Geschrei der Leute. Das war *Action*, und Max war die Meisterin des Ganzen.

Master of Desaster.

Die Bestellung war komplett. »Kannst schon abdampfen«, sagte sie zu Lisa. »Die Tequilas bringe ich selbst nach hinten.«

»Passt.«

Lisa ging mit dem beladenen Tablett los. Der Raum mit der Bar war schon so voll, dass sie sich den Weg zum Hinterzimmer vorsichtig bahnen musste, um niemanden anzurempeln oder etwas zu verschütten. Aber die Zwanzigjährige war ein Naturtalent im Kellnern. Die ideale Mitarbeiterin, fand Max. Sie hätte Lisa gerne angestellt, mit einem fixen Teilzeitvertrag. Aber da stellte Hofer sich quer: In seinen Lokalen gab es geringfügige Beschäftigung oder Honorarnoten. Und hin und wieder zahlte er schwarz.

Trotzdem war Max stolz darauf, im *Come In* Geschäftsführerin zu sein.

Sie hatte sich den Posten selbst erarbeitet, und der Anfang war nicht leicht gewesen. Als Max nach dem plötzlichen Tod ihres Vaters das Studium an den Nagel gehängt hatte, um Vollzeit zu arbeiten, hatte sich das erst einmal wie ein sozialer Abstieg angefühlt. Aus der Traum vom Studium der Betriebswirtschaftslehre – es war einfach kein Geld dafür da gewesen.

Aber wenn Max ehrlich zu sich selbst war, hatte sie immer gerne mit Menschen zu tun gehabt. Und da sie schon während des Studiums nebenher gekellnert hatte, schien es eine logische Wahl, in der Gastronomie weiterzumachen.

Und dann, nach nur knapp sechs Wochen hinter der Theke des *Come In*, hatte der Eigentümer ihr die Geschäftsführung übertragen. Das war vor drei Jahren gewesen, und mittlerweile fühlte Max sich als alter Hase.

Sie schnappte sich das Tablett mit den Tequila-Shots und ging nach hinten. Die Leute an Tisch 8 johlten vor Begeisterung, als Max das Tablett vor ihnen abstellte – auch diese Runde hatte schon einiges intus. Unwillkürlich betrachtete sie die Gesichter, die ihr entgegen grinsten. Einige sahen jung aus – sehr jung sogar. Weil das *Come In* aus Steuergründen als Jugendclub geführt wurde, musste sich jeder der Gäste zumindest als »Besucher« registrieren, mit Name, Adresse und Geburtsdatum. Seltsamerweise war kaum je einer unter achtzehn. Und selbst wenn, man konnte niemandem verbieten, sich hier aufzuhalten – schließlich servierte das *Come In* auch genügend Anti-Alkoholisches.

Wo kein Kläger, da kein Richter, hatte ihr Hofer einmal gesagt. Und vermutlich hatte er recht: Von den Lokalen, in denen Max gearbeitet hatte, war in jedem ein bisschen getrickst worden. Es half niemandem, wenn sie hier den Moralapostel spielte und den Kids die Stimmung verdarb. Momentan war es einfach ihr Job, die Leute bestmöglich zu bedienen und so gut es eben ging für Ordnung und Sicherheit zu sorgen.

»Hey!«

Max fuhr herum, als sie eine fremde Hand auf ihrem Oberschenkel spürte. »Finger weg!« Auch das lernte man mit der Zeit – eine zufällige Berührung von einer absichtlichen zu unterscheiden.

Und das war definitiv Absicht gewesen.

Ein Typ glotzte sie an: blond, Gel im Haar, glasige Augen. Einer aus der Runde, die Lisa die *Snobgesellschaft* genannt hatte. »Hallo«, sagte er und feixte. Sein Schuldbewusstsein schien nicht sehr ausgeprägt zu sein.

Max' Adrenalin stieg, sie spürte es im ganzen Körper. »Erste Warnung«, sagte sie heiser. Wenn sie wütend war, wurde ihre Stimme dunkel. »Beim nächsten Mal gibt's eine auf die Pfoten. Und Lokalverbot.«

Die ganze Runde grölte. *Mein Gott, was für Idioten*.

»Bist du die Bardame?«, fragte der Blonde.

»Bardame«, wiederholte der Typ neben ihm und kugelte sich vor Lachen. »Busendame.«

»Ich bin die Geschäftsführerin. Ist das deine Hand?« Sie packte die dünnen Finger des Blonden und zog seinen Arm in die Höhe.

»Ja«, sagte er und prustete los, als wäre es das Lustigste, was ihm je passiert war. »Meine Hand. Meine, meine, meine.«

»Dann pass besser drauf auf.« Max ließ seinen Arm fallen, packte das leere Tablett und wandte sich um. Hinter ihrem Rücken hörte sie die Jungen weiterkichern.

Lisa stand hinter der Theke und zapfte Bier für ihre nächste Bestellung. »Alles okay dort hinten?«, fragte sie über die Schulter.

Max schob das Tablett auf den Tresen. »Tisch 7 fängt an zu fummeln. So ein Blonder mit Gel im Haar. Die sind wirklich ziemlich hinüber.«

»Auch das noch.« Lisa verdrehte die Augen. »Was ist denn heute los?«

»Vielleicht Vollmond? Ich weiß es auch nicht.«

»Max? Hey, Max!«

Das war Josie, der schmächtige Student, der am Wochenende den Eintritt regelte. Oft gab es am Eingang des Lokals

ein bisschen Drängelei, weil die Leute im Vorraum erst einmal mit Papier und Kugelschreiber hantierten, um die Anmeldung auszufüllen, bevor sie einen Stempel auf die Hand bekamen und weitergehen konnten.

Max wandte sich um. »Was gibt's denn, Josie?«

»Wir sind voll«, sagte Josie und reichte einen Stapel Anmeldeformulare über den Tresen. »Da draußen spielt sich der Wahnsinn ab. Kannst du mal rauskommen?«

»Sicher.« Max nahm die Schürze ab und ging voraus. Wenn man die steile Treppe aus dem Kellerlokal hochstieg, hatte man das Gefühl, mit jedem Schritt bessere Luft zu atmen.

Wow.

Da waren tatsächlich ein Haufen Leute vor der Tür. Max hörte alle möglichen Sprachen. Hofer hatte irgendwann die Idee gehabt, das *Come In* in Jugendherbergen zu bewerben, und seither kamen eine Menge junger Touristen in den Club.

Max pflanzte sich vor der Tür auf und hob die Hand, um Aufmerksamkeit zu erregen. Sie war nicht klein, aber bei Weitem nicht groß genug für ihren Geschmack. *Eins achtzig wäre nützlich gewesen.*

»Leute, wir sind voll! Geht nach Hause oder woanders hin, wir dürfen niemanden mehr reinlassen. *We have to close for tonight. Too many people inside.*«

In Wirklichkeit hatten sie die behördliche Höchstanzahl an Gästen bereits vor einer Stunde überschritten, aber das war ein anderes Thema. Die Kids starrten Max an.

»Sorry, Leute. Wer keinen Stempel auf der Hand hat, kommt nicht mehr rein. Morgen wieder, okay? Häng die Kette vor den Eingang, Josie.«

Enttäuschte Stimmen wurden laut, während Josie die schmale Eisenkette quer vor die offene Eingangstür hängte. Natürlich ging niemand freiwillig weg – noch nicht –, aber es drängte auch keiner mit Gewalt herein. Jetzt konnte man nur

abwarten, ob die Leute sich friedlich zerstreuen würden oder ob einer dabei war, der Ärger machte. In solchen Situationen hätte Max sich manchmal einen Türsteher gewünscht, jemanden, der die Leute schon dadurch unter Kontrolle hielt, dass er einfach dastand.

»Schluss für heute!«, sagte sie noch einmal nachdrücklich. »*Finito*. Josie, kannst du oben stehen bleiben, bis die Leute gegangen sind?«

»Ja, klar.« Josie nickte. Er sah ein bisschen unglücklich aus angesichts der vielen Menschen, aber da konnte Max ihm nicht helfen.

Sie ging die Treppe hinunter und tauchte wieder in die rauchige Dunkelheit ein.

BEN

Von außen sah die alte Villa noch immer beeindruckend aus, wenn auch auf morbide Art und Weise: die klassizistische Fassade mit den weißen Säulen, die hohen Fenster – fast wie ein Herrenhaus. Aber die Zeit war nicht spurlos an dem Gebäude vorübergegangen, die eleganten Säulen verfielen, der große Garten verwilderte. *Es hätte das Schmuckstück des Viertels sein können*, dachte Ben, *aber mittlerweile ist es der Schandfleck.* In den angrenzenden Gärten standen moderne Einfamilienhäuser und die alte Villa mit ihrer bröckelnden Fassade stach hervor wie ein Relikt aus einer anderen Zeit.

Und das ist sie auch.

Ein Relikt, genau wie ihr Bewohner.

»Ich werde jetzt eine Weile nicht mehr kommen können«, sagte Ben. Ihm war kalt, obwohl er seinen wattierten Parka nicht ausgezogen hatte. Im ganzen Haus war nur ein einziger Raum beheizt.

»Aha.« Der alte Mann, der im ersten Stock vor einem flimmernden Röhrenfernseher saß, stocherte lustlos in einem Teller Eintopf. Ben hatte für ihn gekocht, Eintopf war eine seiner Spezialitäten – beim Militär gelernt. »Hast du endlich einen richtigen Job gefunden.« Es klang nicht wie eine Frage, eher wie ein Vorwurf.

»Eine Art von Job, ja«, sagte Ben.

Der Alte schob sich einen Löffel Eintopf in den Mund, kaute und schluckte bedächtig. Dann stellte er seinen Teller auf dem Couchtisch ab. »Eine Art von Job?« Die Stimme des alten Mannes klang belegt, aber noch immer schneidend scharf – die Stimme von jemandem, der es gewohnt war, gehört zu werden. »Was heißt eine Art von Job?«

»Es ist ein Einstieg«, sagte Ben ausweichend. »Ich habe den Fuß in der Tür, dann sehen wir weiter.«

Der Alte löste zum ersten Mal seinen Blick vom Fernseher. Sein linkes Auge war trüb, von einer Krankheit, die Ben nicht kannte. Dennoch ging sein Blick Ben durch Mark und Bein.

»Also wieder Hilfsarbeit.« Der alte Mann schnaubte verächtlich. »Du kannst mehr als Hilfsdienste leisten. Der Staat braucht Männer wie dich. Die Offizierslaufbahn war dir in die Wiege gelegt! Und was machst du? Was soll aus deinem Leben noch werden?« Er wandte sich ab und begann wieder zu essen.

Unwillkürlich glitt Bens Blick über die staubige Vitrine an der Wand. Auszeichnungen, Urkunden, Orden. »Ich habe es versucht«, sagte er schließlich. »Das weißt du.«

Der Alte schnaubte wieder. »Deine Eltern haben alles falsch gemacht bei deiner Erziehung!«

Das mag sogar stimmen.

Ben schob die Hände in die Taschen. »Wenn du nichts mehr brauchst, werde ich jetzt gehen.«

»Ich brauche überhaupt nichts«, fauchte der Alte. Er warf Ben einen wütenden Blick zu, bevor er den Teller von sich

stieß. »Pappigen Eintopf gibt's auch in der Dose.« Er wandte sich wieder dem Fernseher zu. »Geh endlich, verschwinde. Brauchst gar nicht mehr wiederzukommen.«

»Zwei, drei Monate«, sagte Ben sanft. »Wenn ich es schaffe.«

»Geh zum Teufel.« Der Alte griff nach der Fernbedienung und stellte den Fernseher lauter.

Ben kannte diese Wutausbrüche. Sie hatten mit der Krankheit des alten Mannes zu tun, er konnte vermutlich gar nichts dafür. Aber Ben spürte doch etwas dabei.

Es tat ihm weh.

Der alte Parkettboden knarrte unter seinen Stiefeln, als er zur Tür ging. Es war eine hohe, weiße Flügeltür, von der die Lackierung abblätterte. Bens Schritte blieben das einzige Geräusch außer dem Plärren des Fernsehers.

Er zog die Tür hinter sich zu.

»Mach's gut«, sagte er in die Kälte des Treppenhauses.

Die Luft draußen war kühl und frisch. Ben ging mit schnellen Schritten durch den verwilderten Garten; der mit zersprungenen Steinplatten gepflasterte Weg war uneben unter seinen Stiefeln. Er öffnete das schmiedeeiserne Tor und trat hinaus auf die Straße. Wie immer, wenn er das Haus seines Großvaters hinter sich ließ, hatte er das Gefühl, mit einem Schlag in die Wirklichkeit zurückzukehren.

Eine kalte, neblige Wirklichkeit.

Ben warf seine Reisetasche über die rechte Schulter und marschierte los. Eine junge Frau, die gerade einen Kinderwagen aus dem Auto hob, sah ihn misstrauisch an, als er an ihr vorüberging. Ben passte nicht in dieses Viertel – die Männer hier waren anders gekleidet, sie fuhren große Autos und hatten üblicherweise untertags keine Freizeit. Ben grüßte und die Frau sah schnell zur Seite, ohne seinen Gruß zu erwidern.

Vielleicht hielt sie ihn für einen Einbrecher, der sein Werkzeug in der Tasche mit sich trug.

Auch egal.

Es tat trotz allem gut, sich in der frischen Luft zu bewegen. Ben war gerne zu Fuß unterwegs, es gab ihm ein Gefühl von Lebendigkeit. Abgesehen davon war der Weg bis zur Busstation nicht weit. Das war der Vorteil einer Kleinstadt, es lag alles nahe beieinander.

Der Nachteil war, dass es keine Jobs gab für jemanden wie Ben.

MAX

Die nächsten Stunden im *Come In* vergingen wie im Flug. Max ließ eine Playlist laufen, die sie nach ihrem eigenen Musikgeschmack zusammengestellt hatte, und den Leuten schien es zu gefallen. Gegen ein Uhr verließen zwei große Gruppen das Lokal, Josie konnte den Eingang wieder öffnen und ein paar ältere Gäste verirrten sich herein: Leute mit etwas mehr Geld, die sich Cocktails leisten konnten. Max war gerade mit dem Mixen beschäftigt, als die Typen von Tisch 7 aus dem Hinterzimmer getorkelt kamen. Lisa hatte soeben das Bargeld in die Kasse sortiert, offenbar hatten sie ordnungsgemäß bezahlt. Aber als der Blonde mit der Gelfrisur an Max vorbeikam, sah er sie an, grinste und griff blitzschnell über den Tresen nach der Tequilaflasche.

»Yeah, Baby.«

Max war so verdutzt, dass sie einen Moment lang nicht reagierte. Dann schrie sie ihm nach: »Hey! Die Flasche bleibt hier!«

Sie rannte um die Theke herum und blieb vor ihm stehen. Der Blonde stand schon auf der ersten Treppenstufe. Er mus-

terte Max von oben bis unten und machte ein amüsiertes Geräusch. »Oder was?« Er begann auf und ab zu tänzeln, ein Fuß auf der Stufe, den anderen auf dem Boden.

»Gib mir die Flasche«, sagte Max geduldig und streckte die Hand aus. »Oder du zahlst sie. Kostet fünfunddreißig Euro.« Der Preis war frei erfunden, aber das spielte gar keine Rolle. Der Typ war höchstens achtzehn und offensichtlich völlig neben der Spur. Er hielt Max die Flasche hin, dann zog er sie wieder zurück. Seine Freunde weiter oben auf der Treppe wurden ungeduldig.

»Lisa«, sagte Max, ohne den Blick von dem Jungen zu nehmen. »Ruf die Polizei an. Diebstahl.« Sie wusste, auch ohne nachzusehen, dass Lisa ihr Handy hervorzog und zu tippen begann.

Der Typ wurde sichtlich nervös.

»Gib mir die Flasche«, wiederholte Max gutmütig, »und die Sache ist erledigt. Na komm.«

»Keine Polizei«, sagte er und versuchte, ein schlaues Gesicht zu machen. Es gelang ihm nicht.

»Ist okay. Keine Polizei. Gib mir einfach die Flasche.«

Er streckte Max die Flasche hin, aber als sie danach griff, holte er plötzlich weit aus und drosch die Flasche direkt über ihrem Kopf gegen die Wand. Splitter und Alkohol spritzten auf Max herunter. »Spinnst du?«, schrie sie ihn an.

Der Blonde lachte hysterisch, drehte sich um und rannte die Treppe hinauf.

»Spinnt der komplett?« Max spürte, wie der Tequila ihr aus den Haaren tropfte und den Hals entlanglief. »Scheiße, verdammt.« Sie schüttelte den Kopf. Splitter rieselten zu Boden. »Ich meine, wie verrückt kann man sein? Sind das Scherben in meinen Haaren?«

»Bleib ruhig stehen«, sagte Lisa neben ihr. Sie war ganz blass und hatte plötzlich riesige Augen. »Vorsichtig, Max, die Glassplitter.«

Im Lokal war es ruhig geworden. Eine Menge Leute gafften. Ein Mann fragte, ob er nicht doch die Polizei rufen sollte. »Schon okay.« Max schüttelte wieder den Kopf. »Ist ja nichts passiert.«

»Das war aber mehr als knapp.« Lisa begann, Splitter aus Max' Haaren zu pflücken. »Max, ist wirklich alles okay? Ich dachte, das Arschloch knallt dir die Flasche an den Kopf!«

»Ach was – Au!«

»Entschuldige. Du bist voller Splitter. Hier, auch auf deinem Ärmel. Vielleicht machst du das lieber selbst? Ich ruf jetzt wirklich die Polizei an.«

»Das bringt doch nichts.« Max richtete sich auf. »Kümmere dich lieber um die Gäste, ich geh mich waschen.«

Max beugte sich über das Waschbecken und ließ kaltes Wasser in ihre hohlen Hände laufen. Zu ihrer Verwunderung zitterte sie ein wenig. Sie ließ das Wasser abrinnen, schüttelte die Hände ab und füllte sie wieder. Dann tauchte sie ihr Gesicht in das frische Nass und spürte die angenehme Kälte auf ihren Wangen.

Was war denn das für ein Verrückter?

Hatte sie falsch reagiert? Hatte sie den Jungen irgendwie provoziert? Aber was immer sie getan oder gesagt hatte – es war in jedem Fall ihre Absicht gewesen, die Situation friedlich und ohne Eskalation zu klären. Und normalerweise hatte sie genügend Gespür, um solche Situationen ohne große Probleme zu lösen.

Genau genommen hat der Kerl die Flasche an die Wand geknallt, als die Sache schon geklärt war.

Vielleicht lag es an ihr. Vielleicht konnte sie mit den Jugendlichen nicht mehr so gut umgehen wie noch vor einigen Jahren. Vielleicht wurde sie zu alt für diesen Job.

Mit sechsundzwanzig?

Max betrachtete ihr Gesicht im Spiegel. Das Licht in der kleinen Toilette war grünstichig-kalt und ließ sie noch bleicher aussehen, als sie vermutlich war.

Mit dunklen Ringen unter den Augen.

Sehr attraktiv.

Jedenfalls war ihr Make-up nach dem Wasserbad rettungslos verschmiert. Sie holte ihr Notfall-Täschchen aus der Handtasche und wischte sich die zerronnene Mascara unter den Augen weg. Der Lidstrich hatte glücklicherweise gehalten. Über die Wangen würde sie einfach drüberpudern; sie hatte weder Zeit noch Lust, sich abzuschminken und noch einmal neu zu stylen. Aufwendiges Make-up war ohnehin nicht ihr Ding, aber ein bisschen Styling gehörte in der Gastronomie nun einmal dazu.

Max trat einen Schritt zurück, beugte sich vor und ließ die Haare vornüber fallen. Einzelne Splitter fielen zu Boden. Vorsichtig schüttelte sie den Kopf und kämmte dabei vorsichtig mit den Fingern durch ihr offenes Haar, um versteckte Splitter herauszuschütteln. Dann warf sie die Haare wieder in den Nacken und riskierte noch einen Blick in den Spiegel.

So sah das Ganze schon besser aus. Sie untersuchte ihre Kleidung auf Glasscherben, aber sie fand nichts mehr.

Vielleicht sollte sie das Lokal heute früher schließen.

Lisa hätte sicher nichts dagegen, zeitiger Feierabend zu machen. Das wäre eine Möglichkeit, einmal *vor* vier Uhr früh nach Hause zu kommen und in Ruhe eine Tiefkühlpizza in den Ofen zu schieben. *Abendessen, bevor das Frühstücksfernsehen läuft*. Wenn sie anderen davon erzählte, fanden die das meistens lustig. Aber es gab tatsächlich viel zu viele Tage, an

denen Max ihr Mikrowellen-Dinner erst gegen sechs Uhr morgens verzehrte. Und auf die Dauer war das ganz schön anstrengend.

Sie musterte ihr Gesicht im Spiegel.

Unfug.

Das *Come In* hatte noch nie früher geschlossen, seit sie Geschäftsführerin war, und heute würde nicht das erste Mal sein. Dafür hatte Hofer ihr den Laden nicht anvertraut.

Max straffte die Schultern und stieß die Tür zum Lokal mit Schwung auf.

»Weiter geht's«, rief sie Lisa zu, die hinter der Bar stand. »*The Show must go on!*«

BEN

Als Ben am Hauptbahnhof aus dem Bus stieg, dämmerte es bereits. Der Nebel war dichter geworden. Auf dem Vorplatz waren die Straßenlaternen angegangen und verbreiteten gelbliches Licht. An der Busstation warteten zwei Frauen und ein kleines Mädchen auf den Regionalbus. Sonst war niemand zu sehen. Das Bahnhofsgebäude war in den letzten Jahren renoviert und neu gestaltet worden, aber das alte Hotel mit der Bahnhofskneipe schräg gegenüber ruinierte das moderne Aussehen des Platzes.

Ben blieb vor dem Haupteingang des Bahnhofs stehen und blickte sich um. Nach einer Weile öffnete sich die Tür der Bahnhofskneipe und ein Mann kam heraus. Er musterte Ben. Ben nickte, überquerte den Platz und ging auf ihn zu. Als Ben näher kam, sah er, dass der andere jünger war als er selbst, keine zwanzig, dem ersten Eindruck nach. Er trug eine schwarze Motorradjacke und hatte die Hände in den Taschen

vergraben. »Was willst du?«, fragte er und betrachtete Ben misstrauisch.

»Wo ist Dragan?«

Der Junge starrte Ben an. »Keine Ahnung. Wer?«

Ben kniff die Augen zusammen. »Ich will den nächsten Zug erwischen«, sagte er, »also stell dich nicht blöd. Ist er in der Kneipe?«

Der Junge zog ein Handy heraus. Ben versetzte ihm mit der flachen Hand einen Stoß gegen die Brust, sodass er zurück taumelte. Der Junge sagte ein Wort, das Ben nicht verstand, aber Ben zuckte nur die Achseln und ging an ihm vorbei, auf den Eingang der Kneipe zu. Mit der Schulter drückte er die Tür auf und schob sich hinein, vorbei an dem dicken Wollteppich, der als Windfang vor dem Eingang hing.

Drinnen trieben die Rauchschwaden sichtbar durch die Luft. Mehrere Jugendliche standen an der kleinen Bar, aber die Tische waren hauptsächlich von Reisenden mit Koffern und Taschen besetzt. Ben hatte das Gefühl, dass alle ihn anstarrten – so wie in alten Western der Fremde angestarrt wurde, der zum ersten Mal in den Saloon kam. Nur, dass Ben nicht zum ersten Mal hier war, bei Weitem nicht.

Auch wenn es schon eine Weile her ist.

Er nickte der Kellnerin zu und ging weiter zum Hinterzimmer. Hier standen zwei Flipper und ein Spielautomat. Daneben am Tisch saßen zwei Typen mit Energydrinks. Beide schauten auf, als Ben hereinkam. Einer grinste breit und stand auf. »Hey, Ben.«

Ben ging auf ihn zu. »Dragan. Gut dich zu sehen, Mann.«

Sie umarmten einander. Dragan hatte dabei eine spezielle Technik, die Ben von ihm gelernt hatte – man umarmte sich und wandte sich gleichzeitig voneinander ab.

Dragan schob Ben von sich weg und grinste ihn an. »Dann ist es wahr. Du nimmst den Job?«

»Jepp.« Ben wuchtete seine Reisetasche auf einen freien Stuhl. »Ich fahre in einer Stunde.«

»Gut für dich, Mann. Der Chef ist ein cooler Typ. Ein großes Tier mit viel Geld.«

»Ich wollte mich bedanken, dass du das für mich eingefädelt hast.«

»Kein Problem, Bruder. Vorstellen musst du dich selbst.«

Ben nickte. »Trotzdem.«

Dragan setzte sich wieder und rückte ein Stück die Bank entlang, damit Ben auch Platz hatte. Dragan war Ende zwanzig, schätzte Ben, ein paar Jahre älter als er selbst. Genau wusste er es nicht – über so etwas redete man einfach nicht. »Das ist Mario«, erklärte Dragan übergangslos und wies auf den Typen, der gegenüber saß.

»Hallo«, sagte Ben.

»Hey«, sagte der Typ, den Dragan Mario genannt hatte. Er sah ähnlich jung aus wie der Kerl draußen auf dem Vorplatz. *Die nächste Generation von Verlierern*, dachte Ben. Aber all das ging ihn nichts mehr an.

»Wo wirst du wohnen?«, fragte Dragan.

Ben zuckte die Achseln. Den Sommer über hatte er in einer Gärtnerei gejobbt, als Saisonkraft, und dafür Kost und Logis bekommen. Aber in den letzten paar Wochen hatte er Couchsurfing betrieben, bis zu dem Punkt, an dem er bei völlig Fremden im Wohnzimmer geschlafen hatte. Er wusste selbst, dass es so nicht weitergehen konnte.

»Mal sehen«, sagte er. »Hotelzimmer.«

»Ja, klar. Luxushotel.« Dragan lachte. »Ich kann einen Kumpel anrufen, wenn du willst.«

»Ich finde was.«

Sie saßen eine Weile schweigend da. Mario zündete sich eine Zigarette an und paffte mit großkotzigem Gesichtsausdruck vor sich hin. Es war komisch, aber plötzlich hatte Ben gar kein Bedürfnis mehr, den nächsten Zug zu erwischen. Er könnte ganz einfach hier sitzen bleiben, etwas zu trinken bestellen und Dragans immer gleiches Gerede von großen Plänen und großen Chancen anhören. Alles Schwachsinn – aber solange man hier drin saß, fiel einem das nicht auf. Seit Ben die Leute in der Bahnhofskneipe kannte, hatte niemand von ihnen etwas auf die Reihe gekriegt. Hin und wieder war jemand mit einer Freundin aufgetaucht, aber das war auch schon alles.

Und trotzdem – auf gewisse Weise fühlte er sich hier zu Hause.

»Trink noch was mit uns«, sagte Dragan. »Bierchen?«

Es ist wie ein schwarzes Loch, das dich einsaugt.

Und dann wurde es Ben klar, so klar wie nie zuvor.

Du musst weg von hier.

Bevor es zu spät ist.

»Sorry«, sagte er, »ich muss jetzt wirklich los.«

MAX

Zum dritten Mal kurvte Max in ihrem kleinen Polo um den Block, aber die erhoffte Parklücke ließ sich nicht finden. Wieder einmal war es nach fünf Uhr früh, die Leute lagen in ihren Bettchen und schliefen. *Korrektur, die ersten sind vermutlich schon wieder wach.*

Gähnend bog Max in die nächste Seitenstraße und fand endlich einen Parkplatz.

Als sie durch die menschenleeren Straßen zu ihrem Wohnhaus ging, kam ihr der Gedanke, dass sie sich hier noch nie

unwohl gefühlt hatte. Egal zu welcher Tages- oder Nachtzeit, das Viertel war immer sicher gewesen. Auch aus diesem Grund hing sie an ihrer Wohnung, die sie mit ihrem ersten Gehalt in sanierungsbedürftigem Zustand gemietet und dann in wochenlanger Arbeit mit der Hilfe eines handwerklich begabten Onkels halbwegs instand gesetzt hatte. Drei Zimmer in einem zentral gelegenen Altbau wären sonst nie erschwinglich gewesen. Man musste eben Abstriche machen.

Max schloss die Haustür auf und stieg in den Lift, der in den vierten Stock hinauf schnurrte. Im Vorraum der Wohnung stellte sie ihre Tasche ab, schlüpfte in ihre Hausschuhe und griff nach Kulturbeutel und Handtuch, die dort schon griffbereit warteten. Das war noch so ein Nachteil der günstigen Wohnung: Um zum Bad zu gelangen, musste sie wieder auf den Hausgang hinaus.

Jetzt schnell unter die Dusche und dann ins Bett.

Sie war gerade zwei Schritte aus der Tür, als das Ganglicht mit einem Klicken verlöschte und sie im Dunkeln stand.

Es war schon hundert Mal passiert, dass das Licht ausging, aber diesmal spürte Max, wie Panik in ihr aufstieg. Ein kalter Luftzug strich an ihr vorbei, rechts gähnte die dunkle Treppe und das Badezimmer schien unerreichbar weit. War da nicht ein Schatten im Treppenhaus? Plötzlich begann Max' Herz wie wild zu klopfen.

Da ist niemand. Was zum Teufel ist denn los mit dir?

Aber die Panik ließ nicht nach. Sie huschte zurück zu ihrer Wohnung, schloss die Tür auf und schlüpfte hinein.

Es war nur die Zeitschaltuhr, sagte sie sich. *Die verdammte Automatik!*

Sie ließ sich auf den Boden sinken und lehnte den Rücken an die Wohnungstür.

Nur die verdammte Zeitschaltuhr.

Aber es lag nicht am Ganglicht. Sie fröstelte.

Du bist müde und überarbeitet.

Und jetzt steh wieder auf und geh duschen!

Sie starrte vor sich hin. Es erschien ihr unendlich anstrengend, noch einmal aufzustehen.

Oder du bleibst einfach ein bisschen hier sitzen.

BEN

Der Zug kam pünktlich.

Ben ging durch die Waggons bis zu einem Großraumabteil, in dem nur ganz vorne eine Familie mit drei Kindern saß. Die Kinder machten Lärm und rannten den Gang entlang, aber das störte ihn weniger, als wenn irgendwelche Wichtigtuer mit ihren Laptops im Abteil gesessen hätten.

Oder schlimmer, knutschende Pärchen.

Das war auch so eine Sache: Pärchen deprimierten ihn, die traute Zweisamkeit erinnerte ihn an etwas, das er selbst nie gehabt hatte. *Jedenfalls nicht so, dass es funktionierte.*

Ben suchte sich einen Viererplatz mit gegenüberliegenden Sitzen und machte sich auf dem Fensterplatz breit. Das fiel ihm nicht schwer; seine Beine waren so lang, dass sie den Platz gegenüber fast automatisch blockierten. Er musste nur noch die Reisetasche neben sich drapieren – fertig. Sonst litt er immer und überall darunter, dass die Sitzplätze offenbar für Zwerge konstruiert wurden – da war es nur fair, wenn er auch einmal genug Beinfreiheit hatte.

Und der Sitzplatz war eigentlich sehr bequem.

Ben lehnte sich zurück und spürte, wie aus den Lüftungsschlitzen warme Heizungsluft kam. Er drehte den Kopf zur Seite. Die warme Luft strich über sein Gesicht und spielte mit seinen Haaren.

Perfekt.

Unwillkürlich dachte er an seinen Großvater, der jetzt in einem unbeheizten Haus sitzen musste. Dabei hatte Ben die alte Villa früher geliebt – sie war ein Wunderland für ihn gewesen, voll mit geheimnisvollen Gegenständen. Ben erinnerte sich, wie er das erste Mal die Erinnerungsstücke in der Glasvitrine des Großvaters gesehen hatte. Neugierig hatte er nach einer der glänzenden Plaketten gegriffen. »Was sind das für Anstecknadeln?«

Für diese Frage hatte ihn der Großvater prompt geohrfeigt. »Das sind keine Anstecknadeln, das sind Orden, Auszeichnungen vom Militär. Weißt du denn überhaupt nichts?«

»Hallo?« Eine Hand rüttelte Ben an der Schulter. »Ihre Fahrkarte, bitte!«

Offenbar war er eingenickt, denn er hatte den Schaffner nicht kommen hören. Er blinzelte verlegen.

Ein Mann mit runder Brille schaute auf ihn herunter. »Ihre Fahrkarte.«

Shit. »Moment«, murmelte Ben.

Er hatte eine Fahrkarte, ganz bestimmt. Er wusste nur nicht mehr, wo er sie hin geräumt hatte. Jacke vielleicht? Er begann zu suchen, Außentaschen, Innentaschen, Brusttasche, nichts. Oder Jeans? Er verzog das Gesicht zu einer entschuldigenden Grimasse, stand auf und wühlte in den vorderen Hosentaschen. Nichts. Er zog ein Bündel Geldscheine aus der Gesäßtasche, aber das Ticket war auch nicht bei den Geldscheinen. Der Schaffner wandte sich ab und schaute nach vorne, zu der Familie mit den Kindern, die den Vorgang mittlerweile bemerkt hatten und neugierig gafften.

Ben fühlte, wie ihm die Röte ins Gesicht stieg. »Sorry«, sagte er, »ich hab's gleich.« Das Ticket musste in der Reisetasche sein. Aber wo zum Teufel …

»Schau mal, Papa«, rief eines der Kinder, »der Mann hat keine Fahrkarte!«

Bens Handy fiel klappernd aus seiner Jacke, als er sich über die Reisetasche beugte, aber da – *endlich* – war sein Ticket.

Es steckte in dem kleinen Netz außen an dem Gepäckstück, neben dem Schokoriegel, den Ben am Kiosk gekauft hatte.

»Hier«, sagte er und streckte es dem Schaffner entgegen.

Er schämte sich ein bisschen, dass er so erleichtert war. Aber irgendwie wäre es ein schlechtes Omen gewesen, sein neues Leben schon wieder mit einem Fehler zu beginnen.

»Danke sehr.« Der Schaffner nickte. »Die Fahrzeit beträgt noch knapp drei Stunden. Gute Reise.«

»Danke.«

Ben beugte sich hinunter und hob sein Handy auf, das auf den Boden gefallen war. Als er sich wieder aufrichtete, war der kleine Junge näher gekommen, der ihn verdächtigt hatte, ein Schwarzfahrer zu sein.

»Was?«, fragte Ben.

Der Junge grinste und rannte wieder nach vorne. Ben legte das Handy auf das aufklappbare Tischchen, bevor er einen prüfenden Blick in die spiegelnde Fensterscheibe warf. Er sah gar nicht so verdächtig aus – seine Haare waren zu lang, sie kräuselten sich in dunklen Wellen über seinem Jackenkragen, aber sonst?

Jedenfalls kein Grund zu gaffen.

Sicherheitshalber fuhr er sich mit einer Hand durch die Haare und kämmte sie mit den Fingern aus dem Gesicht. Wenn der neue Chef einen Haarschnitt erwartete, würde er schon Bescheid sagen.

Das Handy auf dem Klapptisch surrte und vibrierte. Nur einmal, dann blieb es still.

Ben kniff die Augen zusammen. Auf dem Display erschien das Symbol eines gefalteten Kuverts. *Textnachricht.*

Er griff nach dem Handy und tippte auf das Symbol.

Ben,
vermutlich ist es dir gleichgültig, aber du solltest wissen, dass dein Vater für die Landtagswahl kandidiert. Mach bitte keinen Ärger. Ich hoffe, es geht dir gut, wo immer du gerade bist.
Mama

Einen Moment lang dachte er daran, das Fenster zu öffnen und das Handy hinauszuwerfen. Aber leider saß er in einem modernen Waggon, in dem man die Fenster nicht öffnen konnte – und außerdem war das Handy sein einziger Kontakt zu dem neuen Chef.

Er drückte auf *Löschen* und die Nachricht verschwand, als wäre sie nie da gewesen.

MAX

Dadada-dada-pling-dadadadada-pling-pling-dadadada …

Das kleine Männchen rannte vor dem Hintergrund eines künstlich-blauen Himmels auf einer künstlich-grünen Wiese. Es rannte und sprang und sammelte Münzen ein – pling, pling, pling –, während eine nervtötende synthetische Musik erklang, dadadada, pausenlos. Noch im Traum erinnerte sich Max, dass das ein Computerspiel war, das ihr Ex vor vielen Jahren gespielt hatte – das einzige Computerspiel, bei dem sie selbst hin und wieder Hand angelegt hatte. Wie hatte nur das kleine Männchen geheißen, das so eifrig rannte und hüpfte und rannte und hüpfte, bis ihm irgendein Monsterchen den Garaus machte? Max war nie ans Ende des Spiels gelangt, dadadadada-pling-dadadada, aber sie konnte nicht aufhören zu rennen. Man musste einfach rennen, das war der Sinn des Spiels. Das rennende, hüpfende Männchen war niemand anders als sie selbst.

Max rannte zwischen künstlich-bunten Blumentöpfen und fleischfressenden Pflanzen und Ziegelsteinen und lächelnden Pilzen hindurch. Sie rannte und hüpfte und rannte und hüpfte und hüpfte und hüpfte, und plötzlich wurde die Musik ohrenbetäubend laut …

Max fuhr aus dem Schlaf hoch. Ihr Herz schlug wie verrückt. Einen Moment lang wusste sie nicht, wo sie war – dann sah sie das Sonnenlicht, das durchs Fenster fiel, und ihr Verstand begann langsam wieder zu funktionieren.

Auf dem Nachttisch dudelte ihr Smartphone.

Carlo Hofer.

Es machte Max immer ein bisschen nervös, wenn ihr Chef sie anrief. Es hatte logischerweise meist mit dem Lokal zu tun, und Max befürchtete immer gleich das Schlimmste: einen Einbruch, einen Brand, was auch immer. Es war die gepflegte Paranoia, die sie empfand, seit sie die Verantwortung für das *Come In* übernommen hatte. Dabei *gehörte* ihr der Club nicht einmal – aber Max fühlte sich trotzdem für alles zuständig.

Sie setzte sich auf und rieb sich die Augen.

Acht Uhr früh, aber für Max fühlte es sich an wie drei Uhr nachts. Sie griff nach dem Telefon. »Hallo, Carlo.« Ihre Stimme klang wie ein Reibeisen. *Peinlich.*

»*Ciao, bella*! Geht's dir gut? Bist du zu Hause?«

Max räusperte sich. »Ja, klar bin ich zu Hause. Was gibt's denn? Ist was mit dem Lokal?«

Sie hörte Hofers amüsiertes Schnaufen am anderen Ende der Leitung. »Na, du bist gut! Die Frage ist doch wohl eher, ob mit dir alles in Ordnung ist! Ich habe gerade erst Lisas SMS gesehen. Was war denn Samstagabend bei euch los?«

Samstagabend?

Es kam Max vor, als wäre es ewig her. Aber dann erinnerte sie sich wieder an die Sache mit der Tequilaflasche, die knapp an ihrem Kopf vorbeigeflogen war.

»Ach, das.« Sie zuckte die Achseln, obwohl Hofer sie nicht sehen konnte. »So ein junger Typ ist ausgerastet, ohne Grund. Das heißt, es gab schon einen Grund: Zuerst wollte er uns eine Tequilaflasche stehlen, und als ich darauf hingewiesen habe, hat er die Flasche einfach mal an die Wand geknallt. Den Inhalt habe ich dann abbekommen.«

»Hast du dich verletzt?«

Es tat Max gut, die Besorgnis in Hofers Stimme zu hören. Das mochte sie an ihrem Chef – er hatte etwas Warmherziges, fast Väterliches, auch wenn sie sich das ungern eingestand.

»Nein«, sagte sie beschwichtigend, obwohl sie durchaus einige Kratzer abbekommen hatte. »Es war halb so wild, ehrlich. Wir sind alle erschrocken, aber sonst ist nichts passiert. Mach dir keine Sorgen, Carlo.«

»Wenn du willst, rufe ich heute noch die Polizei an. Ich habe damit kein Problem.«

»Das ist nicht notwendig. Wirklich nicht.«

Sie hörte Hofer leise lachen. »In Ordnung, wie du willst. Was hast du heute noch so vor?«

Ich bin noch nicht einmal aus dem Bett.

»Bin erst beim Kaffeetrinken«, schwindelte Max. »Warum?«

»Ich bin ein Esel! Du wolltest dich ausschlafen, tut mir leid. Genieß den Tag und entspann dich. Können wir morgen telefonieren?«

»Sicher. Gibt es denn noch etwas zu besprechen?«

»Stress dich nicht, *bella*. Wir reden morgen in aller Ruhe. Vielleicht kommst du zu mir ins Büro?«

Ins Büro? Das klang aber sehr förmlich.

Max versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. »Ist gut, dann komme ich bei dir vorbei. Sag mir wann und wo.«

»Ich bin ab Mittag in der *Milano Bar*. Komm einfach, wann es dir passt.« Er legte auf.

Max starrte auf das Display ihres Handys. Was konnte denn so wichtig sein, dass man es nicht am Telefon besprechen konnte? Oder hatte Hofer einfach nur ihren Sonntag nicht weiter stören wollen?

Sie seufzte und legte sich wieder hin. Im Grunde gab es nur zwei Möglichkeiten: eine gute Nachricht oder eine schlechte. Schon im Halbschlaf dachte Max darüber nach, ob sie in den letzten Wochen irgendetwas falsch gemacht hatte, aber ihr fiel beim besten Willen nichts ein. Hofer würde sie doch nicht hinauswerfen? Vielleicht hatte die Sache mit dem Tequiladieb noch ein Nachspiel gehabt?

Ach, Unfug.

Max drehte sich gerade auf die andere Seite, um noch einmal gemütlich einzuschlafen, als ihr Handy erneut zu dudeln begann. Die Melodie hatte sie absichtlich gewählt: *We are family*.

Mama.

Diesmal ignorierte sie das Läuten des Telefons – aber weil es nicht enden wollte, stand sie schließlich auf und trottete ins Bad, um dem Klingelton zu entkommen.

Als die heiße Dusche auf sie herunterprasselte, wurde sie langsam aber sicher munter.

BEN

Wer sagte denn, dass Parkbänke nur für Obdachlose geeignet waren? Also ernsthaft, Parkbänke waren besser als ihr Ruf – man konnte ungestört seine Zeit dort verbringen, es gab kei-

nen Konsumationszwang und niemand stellte einem dumme Fragen. Und was den Konsumationszwang betraf: Ben hatte an diesem Morgen schon einen absurden Betrag für Kaffee im Becher bezahlt, *to go*, wie das hieß. Aber immerhin hatte er jetzt einen halben Liter heiße Flüssigkeit, um sich die Finger dran zu wärmen. (Es war eben doch arschkalt auf einer herbstlichen Parkbank.) Nebenher knabberte er lustlos an einem Müsliriegel. *Vollkorn und Trockenfrüchte – ein bisschen Gesundheit zwischendurch*. Ben musste grinsen, als er es las. Solche Werbetexte waren natürlich Schwachsinn und Bauernfängerei. Andererseits – andererseits sollte er vielleicht etwas mehr auf seinen Körper achten, jetzt, wo er in gewisser Weise damit Geld verdienen wollte. Beim Heer hatte er auf Sport großen Wert gelegt, mehr, als es ohnedies verlangt wurde. Aber dann war alles den Bach runtergegangen, und in den letzten zwei Jahren war er nicht einmal mehr laufen gewesen, geschweige denn beim Training. Es war ihm, um die Wahrheit zu sagen, scheißegal gewesen, was aus seinem Körper wurde. Aber das war vorbei, das hatte er hinter sich.

Ben knabberte nachdenklich an seinem Müsliriegel. *Körnerfutter*, dachte er – aber besser als der Müll, den er in der letzten Zeit in sich hineingestopft hatte. Anständiges Essen war einfach zu mühsam gewesen, es kostete Zeit fürs Einkaufen und Kochen, und vor allem, man musste es planen. Wenn man ständig von einem Ort zum anderen tingelte, um mal hier, mal da zu jobben, ließ sich das schwer bewerkstelligen.

Aber mit einem fixen Job und einer Wohnung könnte alles anders werden. Er musste es nur tun.

Und diesmal würde er es schaffen.

MAX

Max parkte ihr Auto hinter der kleinen Kirche, wo es auch am Sonntag immer freie Parkplätze gab. Das Wetter war richtig schön geworden, nach all den nebeligen Tagen endlich einmal Sonnenschein und freundliches Herbstwetter. Sie ließ die Beine aus dem Wagen hängen und schnürte ihre Laufschuhe – sie hasste es, wenn sich die Bänder während des Joggens lösten. Dann schloss sie die Tür, steckte den Fahrzeugschlüssel in das schmale Bauchtäschchen und lief locker los. Solange sie noch nicht im Park war, war es ihr peinlich, richtig schnell zu laufen. Also trottete sie entspannt dahin, bis sie die Kreuzung überquert hatte und durch das offene Tor die Parkanlage sehen konnte. Sie spürte richtig, wie sie Lust darauf bekam, sich zu bewegen, den Stress und die Anspannung der Woche loszuwerden, indem sie einfach rannte.

Vermutlich, dachte Max*, fühlt sich so ein Rennpferd, bevor es auf die Bahn losgelassen wird.*

Aber sie beherrschte sich, bis sie tatsächlich im Park war und die barocke Gartenanlage vor sich sah. Hier waren wie am Wochenende üblich Familien mit Kindern, aber auch zahllose Touristen unterwegs. Max joggte an ihnen vorbei, bis sie aus dem Park in die weitläufigere Grünanlage kam, die daran anschloss: Das war das eigentliche Joggerparadies. Die Anlage war hier einfacher gehalten, schlichte Rasenflächen, gesäumt von Büschen. Die Wege waren asphaltiert, aber Max störte sich nicht daran – ihre Laufschuhe waren darauf ausgerichtet und gut genug gefedert. Sie umrundete einmal die ganze Anlage, bis sie ins Schwitzen kam und die Anstrengung sich in ein angenehmes Hochgefühl verwandelte. Einmal war sie mit einer App gejoggt, die die gelaufene Strecke maß, und war bei einer Runde auf vier Kilometer gekommen. Dass sie

mittlerweile je nach Verfassung mehrere Runden schaffte, machte sie schon ein wenig stolz.

Und dazwischen immer wieder ein paar Dehnungsübungen an einer Bank.

So machte sie es auch diesmal nach der ersten Runde um die Anlage. Sie hielt an einer der Bänke und legte ihr Bein auf die Sitzfläche, um den hinteren Oberschenkelmuskel zu dehnen.

»Aloha! Haben Sie einen Euro für mich?«

Ein Typ wankte direkt auf sie zu, offensichtlich alkoholisiert. Er war klein und drahtig, trotz der Kälte mit nackten, tätowierten Armen und einer ärmellosen Daunenweste.

Max wandte sich ab und versuchte ihn zu ignorieren. Schade, dass sie ihre Kopfhörer nicht im Ohr hatte, sonst hätte sie vortäuschen können, ihn nicht zu hören.

»Na, wie läuft's?« Er blieb neben ihr stehen. Sein fettiges Haar klebte ihm am Kopf, er roch nach Schnaps und altem Rauch. »Können Sie mir helfen?« Er lachte heiser, röchelnd. »Sie sind bestimmt hilfsbereit.«

»Was gibt's denn für ein Problem?«, fragte Max. Der Typ war ihr unangenehm, aber sie weigerte sich, der Empfindung vorschnell nachzugeben. Vielleicht würde er von selbst wieder verschwinden.

Oder auch nicht.

»Viele Probleme, liebe Frau. Viele Probleme.« Er setzte sich auf die Bank und grinste zu Max herauf. Plötzlich hatte sie das Gefühl, er wollte nach ihrem Bein greifen – sie trat rasch einen Schritt zurück. *Zeit für einen geordneten Rückzug.*

»Sorry«, sagte sie. »Probleme habe ich selbst.« Sie wollte weiter, aber der Typ stand auf und stellte sich ihr in den Weg. Sein Tonfall wurde schmeichlerisch, aber Max spürte, dass etwas Bedrohliches darunter lag.

»Fünf Euro, liebe Frau. Das würde schon helfen.«

»Ich habe gar nichts dabei«, sagte sie. Das stimmte tatsächlich, sie hatte nur den Autoschlüssel eingesteckt. Unwillkürlich schaute sie auf ihre Bauchtasche hinunter, und im selben Moment schoss seine Hand vor und packte den Anhänger, den sie am Reißverschluss trug. »Hey!«

»Viele Probleme.« Er hielt den Anhänger fest und zog daran, fast spielerisch, bis die Tasche ein Stückchen aufging. Er war Max so nah, dass ihr sein ranziger Körpergeruch in die Nase stieg. Sie versuchte sich loszureißen, aber sein Griff an ihrer Tasche war fest wie ein Schraubstock.

Max fühlte, wie ihr Adrenalin anstieg, eine vertraute Reaktion. Aber diesmal mischte sich Panik hinein. Unter anderen Umständen hätte sie ihm das Täschchen überlassen, aber es war ihr Autoschlüssel darin, und diese Scherereien wollte sie sich einfach nicht antun. »Lass los, verdammt. Lass los!«

»Sie wollen sicher helfen, liebe Frau. Zehn Euro, liebe Frau.«

»Ich hab gesagt, du sollst loslassen!«

»Oder was, Schätzchen?« Seine zweite Hand griff nach ihrem Arm und Max schrie auf.

»Hey, Arschloch.«

Die Stimme war dunkel und rau, aber sie gehörte nicht dem Kerl mit den fettigen Haaren. Da war ein anderer Mann hinter ihr aufgetaucht, und Max dachte einen Moment lang, den Komplizen des ersten vor sich zu haben: Lange, wellige Haare hingen bis auf seine breiten Schultern und aus dem blassen Gesicht funkelten ihr harte, dunkle Augen entgegen. Ihr schlug das Herz bis zum Hals.

Was jetzt? Denk nach, denk nach!

Aber der Kerl mit den fettigen Haaren schien genauso perplex über den Neuankömmling zu sein wie sie selbst – er ließ Max' Bauchtasche los und machte einen Schritt zurück. Aus sicherer Entfernung funkelte er den Langhaarigen an. »Hast du grade Arschloch zu mir gesagt?«

Der Neue warf Max einen schnellen Blick zu, dann wandte er sich wieder dem Kerl mit den fettigen Haaren zu. »Was sonst? Vorschläge?«

Der Typ starrte. Vielleicht wägte er seine Chancen in einer körperlichen Auseinandersetzung ab, aber das Ergebnis schien nicht zu seinen Gunsten auszugehen. Er spuckte aus, wandte sich ab und verschwand in die Richtung, aus der er gekommen war. Max war plötzlich kalt. Auf ihren Armen prickelte Gänsehaut. Sie verschränkte die Arme über der Brust.

»Alles in Ordnung bei Ihnen?« Der Neue betrachtete Max aufmerksam. »Ich hab den Kerl schon die ganze Zeit beobachtet, aber ich war leider nicht schnell genug hier.« Er strich sich mit einer Hand die langen Haare aus dem Gesicht. Sein Blick war jetzt weicher als zuvor und Max sah, dass sie sich mit ihrer Einschätzung geirrt hatte: Er sah nicht aus wie ein Taschendieb, eher wie – eher wie ein Erzengel in Turnschuhen. Ein ziemlich gut gebauter Erzengel in ziemlich ausgelatschten Turnschuhen.

Mach dich nicht lächerlich, Maximiliane.

»Danke«, sagte sie. »Wäre nicht nötig gewesen, aber –« Als sie tief durchatmete, klang ihr Atem seltsam zittrig.

»Doch«, sagte der Turnschuh-Typ ernsthaft. »Das war sehr wohl nötig.«

»Okay.« Max merkte selbst, dass sie zweifelnd klang. Sie rieb sich mit den Händen über die Oberarme, noch immer ein wenig zittrig. *Dabei war doch wirklich nichts Besonderes passiert.*

Aber ihr neuer Bekannter schien anderer Meinung zu sein. Er betrachtete sie noch immer mit dieser Mischung aus Besorgnis und – Interesse?

»Soll ich Sie zu Ihrem Wagen begleiten?«, fragte er. »Oder zu einem Taxi?«

»Danke.« Max zwang sich zu einem Lächeln. »Aber nein, danke. Ich bin noch nicht fertig mit meiner Runde.«

»Okay.« Der junge Mann lächelte ebenfalls. Es wirkte etwas scheu, aber bezaubernd. »Vielleicht hätte ich dem Typen eins auf die Rübe geben sollen. Für alle Fälle.«

Meine Güte, was für ein entzückendes Lächeln.

Auch wenn es nicht unbedingt zum Inhalt seiner Worte passt.

»Schlägereien sind nicht so meine Sache.« Max biss sich auf die Lippen. »Trotzdem danke.«

»Keine Ursache.« Er lächelte noch immer. Es brachte sein ganzes Gesicht zum Leuchten – unglaublich, dass sie ihn vor ein paar Minuten noch für einen Fiesling gehalten hatte. Max starrte auf seinen schön geschwungenen Mund, auf seine weißen Zähne, die hervorblitzten, auf den einen Eckzahn, der ein wenig schief stand.

»Na dann«, sagte sie. »Tschüs.«

Wie lahm ist das denn?

Max hielt sich nicht für jemanden, dem es leicht die Sprache verschlug, aber in diesem Moment fiel ihr einfach nichts Vernünftiges ein – das Lächeln des jungen Mannes war zu schön. Sie erlaubte sich noch einen Blick auf ihren Retter, dann nickte sie und lief wieder los, als sei Joggen das Wichtigste auf der Welt. Als wäre sie nicht gerade überfallen worden. Als hätte sie nicht gerade ein attraktiver Typ vor ziemlichem Ärger bewahrt.

Ein paar Worte könntest du doch mit ihm reden!

Aber dafür war es jetzt zu spät. Vermutlich sah er ihr nach, gerade jetzt, in diesem Augenblick, und bereute es von ganzem Herzen, sich für so eine maulfaule, undankbare Tussi eingesetzt zu haben.

Dreh dich nicht um. Dreh dich bloß nicht um.

Aber wenn sie flott bis zur Kurve joggte, konnte sie ihn vielleicht von der Biegung aus noch einmal sehen, ganz un-

auffällig, ohne sich wirklich nach ihm umzudrehen. Sie musste nur den Kopf ein bisschen wenden, wie zufällig, und – da war er wirklich.

Er blickte nicht in ihre Richtung, sondern stand nur da, neben der Bank. Aber als Max zu ihm hinüber sah, drehte er den Kopf und schaute sie an.

Fünfzig Meter Luftlinie entfernt, aber immerhin.

Es gab ihr ein merkwürdiges Gefühl und sie dachte, dass er seit Langem der Einzige war, der sie mit Interesse *anschaute*.

Aber dann wandte er sich ab und lief ein paar Schritte zu seiner Tasche, die er auf dem asphaltierten Weg abgestellt hatte. Max sah zu, wie er die Tasche über seine Schulter warf und zwischen den Büschen verschwand.

Mehr unter forever.ullstein.de